

Saale-Beitung.

Nummernbelegter Jahrgang.

Halle a. S., Sonnabend, 6. März 1915.

Ein englisches Linienenschiff beschädigt

Große russische Verluste.

T. U. Berlin, 5. März. Aus dem österreichisch-ungarischen Kriegspressquartier meldet die „B. Z.“: Die Karpathen-Schlacht nimmt von Stunde zu Stunde an Heftigkeit zu. Die Russen erweisen sich in der Verteidigungstaktik als sehr geschickt. Sie parieren drohende Umkammernungen mit vorzüglicher Energie durch feste mitläufige Gegenangriffe und rasches Heranwerfen von Mäulen. Ihre Verluste sind dadurch sehr groß, doch scheint es ihnen dadurch auch, die Entscheidung hinauszuschieben. Von besonderer Heftigkeit sind augenblicklich die Kämpfe im Zentrum, wo die verbündeten Truppen, wenn auch unter Opfern, den Russen in den letzten Tagen alle in zahllosen Sturmläufen erzwungenen Rückzüge entziffen. Punkt für Punkt, der von Vortruppen geräumt war, wurde wiederbesetzt. Alle Bemühungen der Russen, sich wieder in deren Besitz zu setzen, wurden blutig abgewiesen.

Eine englische Betrachtung über den russischen Feldzug.

T. U. London, 5. März. Oberst Kington, der militärische Mitarbeiter der „Times“, gibt eine Uebersicht über die Kriegsergebnisse auf der russischen Front, die er mit einem Kommentar über die Aussichten der deutsch-österreichischen Offensivziele. Er muß eingestehen, daß die Offensivziele nicht ohne Schwierigkeiten des Erfolges ist und daß ein tatsächlicher Erfolg bereits mit Hilfe der deutschen Eisenbahnen erzielt wurde. Eine deutsche Offensivziele ist geschäftlich weniger attraktiv, mehr als die Russen selbst erörtern. Und vorläufig ist es kaum zu erwarten, daß die deutsch-österreichischen Truppen nicht mehr als 2 Millionen Streiter zählen, sie nicht imstande sein würden, entscheidende Operationen auf dem östlichen Kriegsschauplatz durchzuführen. Ein ernstes Zuzug von Russland erfordert eine große zahlenmäßige Ueberslegenheit, und diese könne nur dann erzielt werden, wenn die Verbindungen im Westen völlig geschlossen seien, eine Annahme, die notwendig nicht innerhalb des Geschichtsbildes liegt. Das Schlimmste, was den Russen geschehen könnte, falls ihre Armeen weiter so weise geführt werden als bisher, sei, daß sie zurückgedrängt werden könnten. Die deutsche Sache würde durch solch einen Erfolg nicht notwendigerweise einen jorbauernden Gewinn erzielen, sofern nicht durch irgendein Mißgeschick die russische Heere zerstört würden und die einzelnen Heeresteile von überlegenen Streitkräften geschlossen würden.

Die Geschichte wird lehren, ob der Entschluß, die Russen mitten im Winter anzugreifen, weise war oder das Gegenteil. Es ist jedoch klar, daß, falls kein entscheidender Sieg erzielt würde, die Russen sich mehr oder weniger in ihren unterirdischen Verstecken verbergen, es für die Deutschen und Oesterreicher immer kein müßige, ihre Kampfkraft, die sich auf eine Entfernung von 1000 Kilometern erstreckt, späterhin gegen die wachsende Macht Russlands aufrecht zu erhalten. Schwerer noch dürfte für die Deutschen sein, ihre Streitkräfte zu vermindern, um eine Entscheidung in der Offensivziele im Westen zu suchen. Kington geht jedoch zu, daß der moralische und politische Einbruch der deutsch-österreichischen Offensivziele auf den Balkan habe.

Deutschland siegt auch in der Schlacht der Finanzen

Der Amsterdamer „Tijds“ wird von ihrem Berliner Mitarbeiter gemeldet: „Das Deutsche Reich gewinnt auch die zweite große Schlacht auf finanziellen Gebiet: die zweite Kriegsanleihe kann zu höherem Kurse ausgegeben werden als die erste! Das ist ein Erfolg, der eine deutlichere Sprache redet als alle sonstigen Zahlen. Mitten in der Krisis des Krieges ist der Markt, Kapitalien anzulegen, noch so groß, daß das Reich einen höheren Kurs fordern kann als das erste Mal, wo man die finanzielle Kraft des Volkes erst prüfte. Es braucht man nicht erlaube zu sein, wenn die jetzige Anleihe ebenso großartige Erfolge liefert wie die erste und die goldenen Regeln nicht hinter den eisernen des Schlachtfeldes zurückbleiben. Erwägt man dann noch, daß der Reichsbank seit Beginn des Krieges über ein Milliarden Gold zugeworfen ist und der Goldbestand ständig zunimmt und daß das ausgegebene Papiergeld mit 48 Proz. gedeckt ist, in Frankreich nur mit 40 Proz., so muß man zugeben, daß die finanzielle Schlacht gewonnen ist.“

Die japanische Gefahr in Ostasien. Keine anti-japanischen Gesetze.

T. U. London, 5. März. „Daini Telegraph“ meldet aus Peking, daß nach offiziellen Meldungen Japan am letzten Donnerstag den Regierungsrat von London, Paris und Petersburg den wirksamen Text der 21 Forderungen mitgeteilt hat, die Japan in seiner Note an China am 18. Januar ge stellt hat.

OB. Rotterdam, 5. März.

Nach Privatmeldungen aus England ist das Linienenschiff „Ermouth“ in schwer beschädigtem Zustande in Folkestone eingeschleppt worden.

Ermouth hat 14 200 Tonnen Wasser verdrängt und ist 1901 vom Stapel gelaufen. Es verfügt über eine Geschwindigkeit von 19 bis 20 Seemeilen und hat eine Besatzung von 750 Mann.

Englisches Werben um Italien.

Der Dreiverband nur durch die Furcht vor Deutschland zusammengehalten.

T. U. Rom, 5. März. In englischen Blättern und Zeitschriften entwirft der Londoner Korrespondent des „Giornale d'Italia“ folgendes für Italien berechnetes Stimmungsbild: Die große europäische Allianz werde den Krieg nicht überleben. Die Unwirksamkeit des Dreiverbandes im Augenblick, so er seine höchste Lebenskraft zeigen sollte, mache für die Zukunft einen weiteren engen Anshluß an die Zentralmächte unmöglich. Aber auch die Entente werde sich auflösen, da sie nur durch die gemeinsame Furcht vor Deutschland zusammengehalten werde. England habe nur widerwillig auf Schwere gezeigelt und werde nach Beilegung der deutschen Gefahr wieder zu seiner traditionellen, einseitigen Politik zurückkehren, die den historischen Gegensatz zu Frankreich und Russland wieder betonen werde. Im Vordergrund der englischen Politik werde die Sorge um die Unerschütterlichkeit seiner Mittelmeerherrschaft stehen, wobei es ein Abkommen mit Italien gegen andere vorziehen würde, besonders wenn sich Italien durch Intervention im Krieg den besondern Dank Englands erwerben würde. Als Wohl winkle Italien freie Hand in der Adria.

Italien und die Dardanellenfrage.

WTB. Konstantinopel, 5. März. Mit Bezug auf den in der „Neuen Freien Presse“ erschienenen Artikel des Grafen Andrássy über die Dardanellenfrage hebt „Tanin“ hervor, daß sämtliche aus Italien, Griechenland und Bulgarien eintreffenden Nachrichten davor, wie sehr diese Nationen durch die Gefahr einer russischen Expansion beunruhigt sind. Das Blatt meint, selbst Frankreich und England wären eines Tages durch die russische Flut bedroht. Sie glauben nicht leicht, daß sich, nachdem sie Deutschland geschnitten hätten, Russland würden angreifen können, aber sie trüben sich, denn wenn Russland sich noch mehr entwidelt, würde ihm niemand mehr Widerstand leisten können. Es gibt viele Nationen, die an den Meerengen in demselben Grade interessiert sind wie wir.

T. U. Amsterdam, 5. März. Die „Morningpost“ meldet aus Lientin vom 28. Januar: Die Forderungen, die dem Präsidenten der japanischen Republik durch den japanischen Minister in der letzten Audienz überreicht worden sind, haben beträchtliche Bemerkungen in ganz Nordchina hervorgerufen. Es verurteilt, daß diese Forderungen die Antwort Japans sei auf Chinas Antrag, die Kriegsgesetze von Schantung abzuschaffen zu wollen. Es heißt weiter, der japanische Minister habe dem Präsidenten der Republik verboten, die Forderungen Japans irgend einer anderen Macht mitzuteilen, indem er drohte, daß dies als eine unfreundliche Handlung angesehen würde.

Keine Veränderungen im belgischen Kabinett

T. U. Amsterdam, 5. März. Die hier erscheinende Zeitung „De Vlaamische Stem“ bemerkt die Nachricht der „Belgique“, der zufolge der belgische Ministerpräsident Baron de Broqueville das Kriegsministerium abgegeben und dafür das Ministerium des Auswärtigen zu übernehmen gedenke. Zum Kriegsminister sollte nach der Mitteilung der „Belgique“ der frühere Befehlshaber von Namur ernannt werden. Nach der „Vlaamischen Stem“ ist diese Mitteilung völlig aus der Luft gegriffen. Außerdem liege eine Verwechslung zwischen den beiden Generalen Michiel nor, von denen der eine der Befehlshaber der vierten Division sei, während der andere bereits früher einmal Kriegsminister gewesen sei.

Anzeigen werden die 6 gepulverten Seiten des Wochenblattes mit 80 Pfg. berechnet und in untern Annahmestellen und allen Anzeigen-Geldstellen angenommen. Resten die Seite 1. Die Seite der Anzeigennummern vom 11. Uhr, in der Sonntagsnummer am 6. Uhr. - Abhebungen des Anzeigenauftrages, soweit solche zulässig sind, müssen rechtzeitig erfolgen.

Erscheint täglich einmal. Sonntags und Montags einmal. Schriftleitung und Druck-Verwaltung: Halle a. S., Gr. Brauerstraße 17. Redaktionsstelle: Markt 24.

Die Kosten des Krieges.

T. U. London, 5. März. Nach Veröffentlichung des Schatzamtes der Ausgaben Englands für den Krieg bis Ende des Monats März auf mindestens 362 Millionen Pfund Sterling belaufen (7 240 000 000 Mark). Das heftigste kritische Material ergibt, daß die Kriegsausgaben in jedem Monat zugunommen haben, so daß verhältnismäßig die ersten Monate des Krieges bedeutend billiger gewesen sind als die letzteren. Es hat auch durchaus den Anschein, als ob die kommenden Monate noch mehr Summen erfordern werden als die vergangenen. Wir haben seinerzeit schon darauf hingewiesen, daß infolge des Verbleihens und des Mangels an Kriegsmaterial die englischen Kosten mit jedem Monat eine progressive Steigerung erfahren müssen.

Schaufen in Serbien.

Der russische Archimandrit Michail erhielt dem Petersburger „Dien“ zufolge nachstehendes Schreiben von dem serbischen Metropoliton Dimitrius: „Ein furchtbares Unglück hat unser Vaterland betroffen. Außer den auf den Schlachtfeldern Gefallenen und Verwundeten werden viele Tausende unserer heldenmütigen Soldaten an Epidemien, wie z. B. an Typhus, schwarzen Pocken, Diphtherie usw. Sie sterben in den Städten und in den Dörfern; Mütter und Kinder; ganze Familien werden niedergedrückt. Unter kleinen Kindern kämpft gegen drei Fronten: gegen Diphtherie, gegen Epidemien und gegen die Epidemien. Arzneien und Ärzte fehlen gänzlich, so daß unsere Lage geradezu verzweifelt ist. Klären Sie unsere russischen Brüder über unser großes Unglück bitte auf. Rache, göttliche Hilfe tut not. Man wird nicht länger ägern. Unser Land stirbt aus und ist dem Untergang geweiht.“

Der englische „Augenzeuge“-Bericht.

T. U. London, 5. März. Der Bericht des englischen Augenzeuges hat eigenartigere nichts über die kriegsähnlichen Ereignisse zu sagen und begnügt sich damit, den Zeitungen Feuilletons zu liefern. Er beschäftigt sich in seinem letzten Bericht damit, eine ganz neue Wahrheit zu verkünden, daß nämlich die moderne Heere einen ungeheuren Part von Motorfahrzeugen besitzt. Er erklärt die Einrichtungen der Automobildepots, von denen es zwei Arten, ein vorgeschobenes Depot und ein Depot als Basis gibt. Er erzählt, wie Reparaturen ausgeführt werden und daß die Reparaturwerkstätten mit allen in Maschinen ausgerüstet seien, die für die Metallbearbeitung in Betracht kämen. Irgend welche Neugierige effektiver Natur dagegen vermag der Augenzeuge nicht zu vertragen.

Austausch der Kriegsinvaliden mit England.

Im englischen Unterhause teilte Grey mit, daß die britische und die deutsche Regierung übereingekommen seien, Kriegsgefangene, die für den weiteren Kriegsdienst untauglich sind, auszutauschen. Die Entscheidung darüber, welche Geiseln in Betracht kämen, muß natürlich her betroffen der Regierung vorbehalten bleiben. Ein Austausch fand bereits statt, und weitere würden zweifellos folgen. Auch Zivilärzte und Zivilpersonen in nicht militärischem Alter dürften nach dem Uebereinkommen zwischen der britischen, der deutschen und der österreichisch-ungarischen Regierung in die Heimat zurückkehren. Die Abkommen, die hierfür bestanden, seien von den betreffenden Regierungen eingehalten worden. In einzelnen zweifelhaften Fällen seien besondere Bestimmungen erhoben worden.

Die Stadt Berlin und die Kriegsanleihe.

T. U. Berlin, 5. März. Die Stadt Berlin hat für ihre Sparkasse den Betrag von 30 Millionen Mark auf die neue Kriegsanleihe gezeichnet. Für die erste Kriegsanleihe waren bekanntlich 29 Millionen Mark gezeichnet worden. Von den Sparern selbst sind bis gestern abend auf die neue Kriegsanleihe bereits mehr als 6 Millionen Mark gezeichnet worden.

Anschlüsse an Eisenbahnstrecke bei Breslau.

e. B. Breslau, 5. März. Die hiesige Königlich-eisenbahndirektion teilt mit: Am 12. Februar, abends 8 Uhr, ist zwischen Pöpelwitz und Osmitz von zwei Personen eine eiserne Bahnhofsmauer auf der Eisenbahnstrecke der Strecke Breslau-Pöpelwitz gelegt worden. Die Täter sind entflohen. Das Bahnhofsmauerwerk wurde alsbald beseitigt. In der Nacht vom 22. zum 24. wurden auf dem Gleis Breslau-Pöpelwitz zwei weitere von zwei Personen angelegte Bahnhofsmauern auf einer größeren und eine eiserne Bahnhofsmauer aufgelegt. Auch diese Bahnhofsmauern konnten nur kurz vor dem Herannahen eines Güterzuges entfernt werden. Für die Ermittlung und Anzeige der Täter, die diese Bahnhofsmauern haben, haben wir in beiden Fällen eine Belohnung von tausend Mark ausgesetzt. Diese Summe erhält derjenige ganz oder teilweise, der die Täter so nachweist, daß ihre Verurteilung erfolgen kann.

Kriegsbriefe aus dem Westen.

(Unbedeutender Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Bijoux patriotiques.

Großes Hauptquartier, am 27. Februar.

Der würdige Mann in Brüssel und Antwerpen, der früher, seines löstbaren Wertes stolz bewußt die französische Ehrenrolle im Knopfloche des Leberroses trug, der hat es heute schwer. Nordem durfte er sich mit Recht rühmen lassen. Denn die französische Regierung hatte Mühe, die Verträge der „Franzosen“ der Verordnungen Franzens, dankbar anzuerkennen. Denn in 30 Jahren hat die alte Hauptstadt Brabants, hat Brüssel, eine so französische Zunge bekommen wie eine flandrische Bauernmagd, die sich gekümmelt und gepudert auf dem Pariser Boulevard de Clichy herumtreibt. Und selbst in Antwerpen sind die Namen in die Verteilungstellung gedrängt worden. Da durfte sich der würdige Mann mit dem roten Wändchen der Ehrenlegion oder einer der anderen Auszeichnungen der Ordensorden französischen Republik wohl fühlen lassen.

Aber heute fällt er nicht mehr auf. Die Sieger haben den „Nationalisten“ für England in zumutlich durcheinander, daß sich fast jeder Flakretreter einer Auszeichnung aus eigenen Gnaden durchaus wert fühlt. Man sieht in Brüssel, besonders aber auch in den anderen größeren Städten, kaum mehr einen Menschen, der nicht ein Schleifchen oder eine Rosette im Knopfloch trüge. Die gute alte Heroldstunf streicht gegenüber diesem manieren Spiel der gefärbten Eisenbänder ohnmächtig die Segel. Man bemerkt alle Farben des Regenbogens, die Plagen sämtlicher belgischer Provinzen, die Wappen aller alten Städte. Frech häufig trifft man das grün-rote Schleifchen von Brüssel und am meisten natürlich die schwarz-gold-rote Tricolore von Belgien.

Also, man demonstriert in Farben, wenn auch nicht immer in Schönheit. Dabei sind die Vertreter des starken Geschlechtes viel ungenüchter gestellt als die Damen. Denn jene kommen über die Knopflochrossette, höchstens noch durch eine Schamung bedeckt, nicht hinaus. Um eine Krautwarte, tellergroß und mit schwarz-gold-roten Streifen oder Würfeln versehen, über die Boulevards spazieren zu tragen, dazu gehört schon ein gewisser Opfermut, wenn man nicht als feiner Mann und Landschaftsmaler gilt. Die Träger dieser patriotischen Krautwarte leben den deutschen nicht so aus, als ob sie ein Opfer des Geschickes brähten.

Die Damen sind amfehllos besser daran. Schon den kleinen Mädchen kann man schwarz-gold-rote Schleifen in die offene Haare binden, die um so dreiter werden, je mehr die Anzuehrbarkeit über England's Dymast gegen die deutschen Unterlegenheit wächst. Gänzlich gefahrlos kann man ferner dem starken Sieger mit Blumensträußen trotzen. Auf der Grande Place in Brüssel läuft man Gebirge von gelben und roten Tulpen, die mit einer breiten, schwarzen Atlasseife zusammengehalten werden. Das hintere Band kennzeichnet die nationale Trauer, und das Sträußchen der Frühlingboten ist ein todsicherer Protest gegen den deutschen Eroberer, der seiner Feinde nicht um helfen zu Gefährte steht, je höher er ist. Aber man hat noch ganz andere Möglichkeiten gegen das deutsche Regiment zu demonstrieren.

„Jene ne coûte que 25 Cimes“, steht an den Schulplätzen. Da läuft man sich für 25 Centimes einen nationalen Knopf mit dem Wappen sämtlicher gegen Deutschland kriegsführenden Mächte. Den befestigt sich die schöne Brüsselerin truglich am oberen Rande der Schürzfleisch. Auf Tritt und Schritt lügt er unter dem Rocksaume hervor und zeigt den deutschen Eindringlingen, daß man mit ihrer Gegenwart nicht zufrieden ist. Als taufelwe Menschen müht sie baraus ihre Schläffe ziehen. Aber sie tun das nicht, diese „Bohnes“, diese „Bares“.

Man muß ihnen also mit härteren Mitteln bekommen. Das ist ja klar. Die Rentkäufer und Schulbesitzer. Für 25 Centimes zeigen zwar den guten Willen, als ein wirklich wirksamer Bericht den Rädern der Weltgeschichte in den Gang zu fahren, sind sie aber nicht anzujehen. Das hilft denn erfreulicherweise der Judenbänder. In allen Brüsseler Goldarbeiterläden, die namentlich in der Nähe des Grassmattes in so großer Zahl und mit sonst so geknallenden Auslagen zu leben sind, verkauft man jetzt, um dem nationalen Leid und der großen Hoffnung auf die Zukunft auf die Beine zu helfen, sogenannte „Bijoux patriotiques“.

Wenn ich das ganz besonders neidenswerte Glück hätte, der Gatte einer eleganten Brüsselerin zu sein, so würde ich wahrscheinlich sagen, hier hört der Spaß auf, zumal die Brüsseler Goldarbeiterläden auch im Preise der Waren steigen. Da ich aber, zu den „Bohnes“, zu den „Büchlein“, „Barbares“ gehöre, so bitte ich die schönen Brüsselerinnen um Verzeihung, ich will meinen Mund behalte und ihnen sage: „Ihr seid ja gar nicht so.“ Ich rede gar nicht von den freundlichen Metropolitanen, über die man möglichst wenig reden soll, besonders wenn sie so zahlreich sind, wie in Brüssel, trotzdem sie die größten Tulpensträuße und die breiten Dreifarbentulpen tragen. Ich streite überhaupt nicht, denn mit Frauen streiten bringt nie Gewinn. Sondern ich sehe mich wohl hilflos zurück hinter die Spiegelscheibe einer der alten spießbürgerlichen Bierstuben an den Boulevards, trinke mein Glas Kombi oder Stout, wie es am alten Plage die alttrabanten Wäler getrunken haben mögen, die mit ihrem Fingel der Lebensfülle eures Landes den ewigen Adel gegeben haben, und nehme die Parade der „Bijoux patriotiques“ ab.

Zierliche Nichtigkeiten sind es, glühende Schweißchen, mit denen euch eure Goldschmiede lehren, patriotisch gegen die Deutschen zu demonstrieren. Ihr denkt vielleicht, daß ich darüber lache? Im Gegenteil, ich bin ganz nachdenklich.

Da ist zuerst die immerwährende Begegnung mit dem heiligen Michael, die mir auffällt. Dem heiligen Michael ist gemeinsam mit der heiligen Gubula die Hochkirche von Brüssel geweiht. Sein vergoldetes Bild, wie er den Drachen bewingt, trägt von der Spitze des Isfank in den Wolken aufsteigenden Grabhügel. Es mag denn manche Brüsselerin auf den Gedanken gekommen sein, daß ihre Vaterstadt auf den ritterlichen Drachentöter einen ganz besonderen Anspruch habe. Könnten alle die kleinen St. Michael aus Goldemalle ihre Schwerter gegen die Deutschen erheben, so könnte über Nacht dem König Albert und dem Lord Stikener hinter der Hier eine Wäme, wie sie sich erträumen. Aber St. Michael wird diesmal verkannt. Er ist kein Nationalbelgier. Er ist der alte Patron tapferer Kriegsmänner. Und ebendam ist die Landesinacht um Schlachtfeld. Das war, als die Löwenpanzer

vor Flandern und Brabant und der Hahn des Hennegaus noch hinter dem deutschen Kaiserpaar in den Krieg zogen. Damals aber, meine schönen Brüsselerinnen, haben auch plündernde Landsknechte ihren Zwischender mit dem Spruch gefeiert: „St. Michael, du deutscher Geist, hilf du den Wurm bezwingen!“ Inzwischen, ich gebe auch den Landsknechten nicht recht. Man soll die Dummigkeiten nicht in die irdischen Händel mengen. Deshalb gefällt es mir aber auch nicht, daß in der Brüsseler Kathedrale die belgische Tricolore in aufstehender Weise hinter dem Altar der Notre-Dame-de-Vierge aufgehängt ist.

Dem heiligen Michael zur Inläßlichzahl 13, das ist der nächste Schritt der „Bijoux patriotiques“. Die 13, die alte gleichfallschwere Verhängniszahl des nordlichen Glaubens, die erst in christlicher Zeit zur unbedingten Inläßlichzahl umgedeutet wurde, hat in Belgien und Vlandern ihre ursprüngliche Bedeutung als Glücksvorzeichen behalten, wie bei uns in der Volksüberlieferung und im Märchenbuch. Vielfach tragen die Mädchen schon früher als „porte-boheur“ eine goldene, ebelfeinschmückte 13 an einem Kettchen um den Hals. Nun hat man auch die 13 in den Dienst des Patriotismus gestellt. Man verhängt die „13“ mit der „3“ und gewinnt dadurch ein lateinisches „B“, das ganz unauffällig auf „Belgien“ hindeutet. Man fügt vielleicht noch die Jahreszahl 1915 bei, in der sicherlich nicht trügerischer Annahme, daß sich in der belgischen Vergangenheit ein glückselig entschieden wird. Oder man läßt eine weiße blühende Maus auf dem Reifen kettern, der die beiden Ziffern zusammenschließt. Und vermuthlich ahnt keine von den demonstrierenden Trägerinnen dieser „porte-boheur“, daß sie hier die Jahreszahl und die Feinschmückten des allgemeinen Glaubens vereinigt haben, um gegen die Deutschen zu manifestieren; und daß doch nur Deutsche, die gelernt haben, auf die weither flingenden Stimmen ihrer Vorkämpfer zu lauschen, den Zusammenhang verstehen und die Glückszahl für 1915 in vollem Umfange und mit höchstem Vergnügen deuten. Denn aus unseren Vergangenheitssträumen ist uns ein erfüllungsgewisser Zukunftswille erwachsen. Und in diesen Stunden ringen wir darum, daß er Lat werde.

Wenn ich das alles den schönen Brüsselerinnen vortrüge, sie würden mich nicht verstehen. Sie würden es nicht begreifen, daß ich mich aufrichtig über ihre „Bijoux patriotiques“ freue; daß es mir eine Genugtuung ist, wenn sie aus verächtlichem germanischen Stammesbewußtsein heraus das Vergottsfährden, das Marienkälbchen des Mittelalters und Krugglühden der Edozeit, gegen uns Deutsche auf ihren „Bijoux patriotiques“ mobil machen. Wo doch auf der einen Seite uns der Feinderglaube des Germanen dazu weicht, daß die Weisheit sich in der Himmelströmen flücht und anders ist, als sonst eine leibesehmige Coleoptere aus der Käferfamilie der Wäuser.

Es ist, als ob sie uns, über den augenblicklichen Hader hinweg, der durch einen geschichtlichen Zufall Deutsche gegen Namen in blutigen Kämpfe geführt hat, zeigen wollten, wieviel heimisches Stammesbewußtsein sie bewahrt haben, selbst da, wo sie die deutsche Sprache zu verlieren begannen. Eines der verbreitetsten „Bijoux patriotiques“ sind Halbkugeln mit sieben strahlenden Strahlenfäden belegt und mit der schwarz-gold-roten Fahne bemalt. Sie wirken es sicher nicht mehr, was über „Hoffnung Sonne“ die Klug im germanischen Glauben ebend bedeutet hat. Wenn doch auch bei uns ein wenig, was wir die Klug in der Weihnachtsbaum zur Winterkronenende hängen. Und selbst die belgischen Farben, die an den Fahnenkanten, wo sie vom Regen gebleicht sind, schon ganz wie unter Schwarz-weiß-rot aussehen: Was mögen die so lange vom alten deutschen Kaiserreiche abgegrenzten Namen wohl in ihrer Mehrzahl heute noch davon wissen, wieviel deutsche Sehnüch die Farben schwarz-rot-gold umschließen haben?

Nein, ich lade nicht über eure „Bijoux patriotiques“. Nicht einmal dann, wenn ich mir vorstelle, wie erkaunt eure großen klauen Augen würden, wenn ihr ahntet, daß in all eurem stolzen Gelände mit diesen Wödegenständen ein viel tieferer Sinn liegt, als ihr glaubt, und daß ihr uns Deutschen juch bei Gelegenheit von dem sagt, was ihr uns sagen wollt. Aber darum sollt ihr den heiligen Michael die 13, die weiße Maus und die Halbkugeln nicht in die Toilettenausgabe verpacken. Sie stehen euch schon zu euren hellen Namen-Geschichten.

Nabe dem Altmarkt in Antwerpen, wo man, wie allen Bedarf der großen Feiern, auch die „Bijoux patriotiques“ kaufen kann, selbstverständlich in billigerer Ausführung, ist eine Singpielhalle, in der Sänger und Sängerrinnen aus dem Volke ihre Wieder hören lassen. Ich hatte mit ein Textbuch gekauft, aber das stimmte nicht. Da standen noch Wieder aus dem Burenkreuz darin, in denen der deutsche Kaiser von dem Namen beschworen wird, ein Heer zur Rettung der „deutschen Brüder“ in Sibirien auszusenden.

Selber hat sich die runde Welt wieder um ein Stück gedreht. Und heute lang der Sänger — er nahm wohl nicht an, daß ein Deutscher ihn hörte, — das lahmte Spottverslein:

Deutsche Keizer
De ist nil wijer
Zijne groote koner
Schietet net over de Yser.

Keine Hand regte sich zum Beifall. Die Zuhörer mochten an die Verlustlisten denken, die jüdischen Verlustlisten voller namiger Namen, die täglich von der Hier her an den Arbeitsstellen des roten Kreuzes angehängt worden sind.

Ich aber dachte an das herrliche Lied, welches die Namen 1870 sangen, als sie müßig belagerte stehen mußten, während die übrigen deutschen Bruderstämme gegen das „fransche rooversnest“ zogen:

U volgen ten kamp, Germanen,
onz wenen dat veld niet,
wij bidden voor 't heil uwer vanen
op bloedig oorlogsveld!
En keert gij, o broeders weder,
en lauwren in 't veld met uwe
200 knielen wij nevens u neder
en schrijven 't met gulden veder,
ook in ons geschiednisboek!

Ich kann mir denken, daß eines Tages auch dieses Krieges unvergleichliche deutsche Lieder mit goldener Feder in das Namische Schicksalsbuch eingeschrieben werden. Und daß noch einmal, nach all den Wütrungen dieses Krieges, der Verhängnis es ist, daß Germanen im Namen der Untertanen gegen Deutsche die Waffen tragen, sich an solchen unterirdischen Gesteinen der Dichtung helle Namenungen entzünden und strafbarer leuchten werden, als alle modischen „Bijoux patriotiques“ der Brüsseler Goldarbeiter rings um den Grassmatt.

W. Schuermann, Kriegsberichterstatter.

Herz verteidigt uns „Barbaren“

In seinem jüngsten Artikel in der „Guette Sociale“ fragt der Sozialist Gustave Herze die Hezer Maurice Barres und benennen vom „Ego de Paris“, ob Frankreich durch den Krieg bereitet werden könne, daß man leben, der die Deutschen nicht für ein „schmutzige“ Masse erkläre, an das Kreuz schlagt? Herze erwidert:

„Zu Beginn des Krieges, als man in Paris auf die Deutschen Jagd machte, waren beinahe auf eine reizende Benerin und ihr kleines Töchterchen der unsere noble Klasse personifizierenden Menge zum Opfer gefallen. Ich erklärte dem Gall dem Polizeipräsidenten, und vierzehn Tage hindurch jand Mutter und Kind Zurück in einem befreundeten Hause. Alle Tage ließ ich in meinem Abtommling der „schmutzigen“ Klasse auf der einen Schulter reiten, während die andere Schulter von dem Kinde eines unserer Kolonialbeamten eingenommen war. Und ich wußte selbst heute noch nicht mit Bestimmtheit anzugeben, welche der beiden Kleinen die entzündete war. Heute befindet sich jene bayerische Dame wieder in ihrer Heimat und vergilt unseren Gesangenen hundertfach das Wenige, das man für ihre Kleine, die noch dazu die Tochter eines bayerischen Offiziers war, hat tun können. Oder ist vielleicht auch jener deutsche Soldat ein Mitglied dieser „schmutzigen“ Klasse, der, obgleich ihm ein Bein abgenommen war, seinen französischen Bettknabber wie ein Kind pflegte und ihm nachts heimlich sein eigenes Essen zuküßte? Oder jener andere Gesangene, dem unsere Weibskräfte einen Zettel auf die Mantelkapsel genäh hatten, auf dem zu lesen war: „Gesangener, aber wie ein Freund zu behandeln; reichte unter eigener Lebensgefahr sieben der Unfrigen, die zu ertrinken drohten, aus der Hier!“ Und so gibt es noch tausend andere Züge von deutscher Gelmut zu berichten, wie es in den Briefen unserer Soldaten häufig geschieht. Es ist das eine Klasse, die, wenn sie auch nicht unseren, mühter etwas mirren Freiheitsgeist besitzt, dennoch stramme Eigenschaften aufweist, so Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Zähigkeit und ein wunderbareres Organisationsinstinkt, das aus ihrer Zahl die erste der deutschen Weibskräfte hat. Ich sehe ein Volk, das keine „schmutzige“ Klasse ist, und dieses Volk hat vor kaum einem Jahrhundert, durch seine Wäde beauftragt und von Hochmut erfüllt, weil es einen Thron und einen Altar umgegrüßt und seinen Adel verjagt hatte, seinen Nachbarn die französische Kultur mit Bajonettschiffen und Kanonenentgelten aufzwingen wollen und ganz Europa in Feuer und Blut getaucht. Haben Sie von diesem Volke schon einmal sprechen hören, Herr Barres?“

Die Mängel des französischen Heereserlasses.

In letzter Zeit haben die Klagen der französischen Territorialisten sowie der Reservisten der Territorialarmee über die unhaltbare Lage, in die sie durch das sogenannte „Devoision“ gekommen sind, so überhand genommen, daß fast auch der „Temps“ sich genötigt sieht, den Anwalt der Unzufriedenen zu spielen. Jedes französische Regiment, das an der Front steht, hat, wie bekannt, ein Depot, aus dem es Ergänzungsmänner nimmt. Für jedes Depot wird die gleiche Anzahl Reute bestimmt. In der Praxis bewährt sich diese Organisation, wie der „Temps“ sagt, aber durchaus nicht. Erleidet z. B. ein Regiment sehr schwere Verluste, dann findet es in seinem Depot nicht Soldaten genug vor, um die entfallenden Lücken wieder auszufüllen; bei einem anderen dagegen, das wenig ins Feuer kommt, ist das Depot stets überfüllt, und man ist genötigt, die bereits ausgehobenen Reservetruppen, die eigentlich schon unter Waffen stehen müßten, nach Hause zu lassen. Dadurch kommen die Reservisten in eine ganz schlechte Verfassung. Von der Militärbehörde werden sie noch als Bürger behandelt, von den Bürgern aber wie eingezogene Soldaten. Sind sie schließlich im Handel oder in der Industrie tätig, dann können sie nichts unternehmen, weil sie fürchten, ihr Vorhaben nicht zu Ende führen zu können. Sind sie in Stellung, dann wird ihnen gekündigt, weil sie jeden Augenblick abgerufen werden können. Sie verlieren ihr Gehalt, und die Militärbehörde gewährt ihnen weder Kost noch Wohnung. Angehörige dieser militären Verhältnisse gibt das Pariser Blatt den Behörden den guten Rat, statt des Depositionens zur Draamisation von neuen Heeresformationen zu schreiben, stellt also das deutsche Vorbild als nachahmenswert hin! Dieser Mangel an Soldatenmaterial in Frankreich herbeizuführen, muß, geht aus dem erwähnten Vorhabe hervor, der „Temps“ als ein dringendes Bedürfnis annehmen macht. Er findet es nämlich nicht richtig, die Kräfte, die für den Militärdienst untauglich sind, nach Hause zu schicken. Man sollte zunächst feststellen, ob nicht einer dieser Unzulänglichkeiten vielleicht ein brauchbarer Chausseur, ein geschickter Handwerker oder gewandter Bureauarbeiter ist. In jedem Falle muß die Behörde ihre Hand auf den Mann legen, und dann kann an seiner Stelle ein Feldbediensteter zur Front.

Die verwerpliche Sinterier.

Aus Berlin wird uns geschrieben: Es gibt eben doch immer noch unverbeßerbare Menschen. Als vor kurzer Zeit das Verbot des Oberkommandos erlassen wurde, wonach pünktlich um 1 Uhr nachts sämtliche Wirtschaftler und Cafes ihre Porten schließen mußten, da begann sogleich der Geiß einiger aufwässiger Brüder angereizt zu arbeiten, wie man wohl dieses Verbot oder vielmehr Verbot umgehen könne. Man suchte nach einer Sinterier, und bald hatte man sie gefunden. Es wußten denn zum Erläutern der Pöbel man Vereine wie Wäse aus dem Buben. Die unbedachtsamsten Gebilde entstanden da, nämlich natürlich ohne die notwendigen Sicherheitsvorkehrungen, schließlich an dem Zwecke geübt, um ungehörig ist in diese Räder hinein zu fahren und feiern zu können. Denn man bemerkt es nicht für möglich, daß der Nachreiter der Pöbel sich jemals würde in die Räume dieser „schlechtesten Gesellschaften“ erlauben können. Um so grandioser war die Enttäuschung. Ein neuer Erlass des Oberkommandos verbotet nunmehr kurz und bündig den unverbeßerblichen Vereinen die Zusammenkünfte länger als bis 1 Uhr nachts. Die Sinterier, die man sich so tun wollte und tüchtig gesimmet hatte, ist also wieder einmal verpörrt worden. Man flücht sich da, die Herren vom „Verein ehemaliger Nachbarn“ oder vom „Verein zur Sebung des Bierkonsums“ und gebreden in die Köpfe, wie sie auch dieses Mal den Polizeibehörden einen Schweißchen klagen können. Aber natürlich wird es ihnen nicht so leicht werden. Eine Weile werden sie denn gewiß haufen wie neue Mann, der jetzt getrudt die Straßen Berlins nachts mit dem Nachreiter der Pöbel zum Himmel ersticht, und er verdammt nicht ohne blutige Kalauer leben kann. — Dann aber werden sie sich hoffentlich auch in ihr Schicksal fügen und ihr Kreuzeser bringen, willia wie alle anderen.

Für die Redaktion verantwortlich: Siegfried D. D. D. und Verlag von Otto Hendel. Güntlich in Halle a. S.